

Gebrauchsanweisung für Zumutungen

Über das Konzept der Ambiguitätstoleranz
Von Annette Langner-Pitschmann

„Someone who confesses or professes a religious faith is also at the same time confessing to the essential enigma of the human condition; one has faith just because one does not know.“

John D. Caputo

Grundsätzlich ist es wohl eher eine Typfrage, ob Menschen ihr Dasein wie der Theologe John D. Caputo als ein Rätsel auffassen oder als fraglose Tatsache. Derzeit, im Sommer 2020, allerdings scheint es möglich, dass sich in einer entsprechenden Meinungsumfrage eine steigende Zustimmung für Caputos Lesart verzeichnen ließe. Die Corona-Pandemie hat derart flächendeckend unsere Selbstverständlichkeiten ins Wanken gebracht, dass es nicht überraschen würde, wenn selbst das eine oder andere robuste Gemüt über die Selbstverständlichkeit seines sterblichen Lebens ins Staunen gekommen wäre. Jürgen Habermas hat diese kognitive wie existentielle Grenzerfahrung in einem Interview zusammengefasst: „So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie“.

Was bedeutet dies für unseren Umgang mit der Zukunft? Folgen wir der Wissenschaftsphilosophin Helga Nowotny, so ist die Zukunft eine „große Projektionsfläche für die kollektive Imagination“. Welche Konturen die Zukunft annimmt, hängt entscheidend davon ab, wie das Vorführgerät unserer gegenwärtigen Erfahrung beschaffen ist. Das Bild, das wir uns in diesen Monaten von der Zukunft machen, dürfte geprägt sein von dem Eindruck, dass sich unser gemeinsames Leben durch bisher gesammelte Erfahrungen und Wissensbestände nicht wirklich entziffern lässt.

Die Zumutung der Ambiguität

Das Leben nicht entziffern zu können erzeugt Nervosität. Handlungstheoretisch betrachtet rührt diese Nervosität schlicht daher, dass wir nur dann etwas Vernünftiges tun können, wenn wir uns in unserer Umgebung zumindest einigermaßen auskennen. Unser Handeln hat nur dann Aussicht auf Gelingen, wenn wir die erfolgsrelevanten

Faktoren kennen und wissen, wie es um sie bestellt ist. Die Unsicherheit, die andernfalls eintritt, kann verschiedene Formen annehmen. Von der Unsicherheit etwa, die auf einen Mangel an Information zurückgeht, lässt sich die Unsicherheit unterscheiden, die aus einer Unkenntnis eigener Präferenzen resultiert. Verunsichern können ferner Situationen, die mehrere unterschiedliche Deutungen nahelegen – und schließlich solche, die überhaupt keine Deutung nahelegen und uns vor ein großes Rätsel stellen.

Die zuletzt genannten beiden Varianten – die Mehrdeutigkeit und die Undeutlichkeit einer Situation – weisen in die Richtung des Begriffs *Ambiguität*. Dieser hat seit einigen Jahren im sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs eine gewisse Konjunktur und der kompetente Umgang mit Ambiguität unter dem Label der „Ambiguitätstoleranz“ gilt als probates Mittel gegen allerhand gesellschaftliche und politische Problemlagen.

Hintergrund dieser Entwicklung ist die Erfahrung, dass die globalisierte Gegenwart einerseits von einer Vielfalt wechselseitiger Abhängigkeiten, andererseits von einer Ungleichzeitigkeit disparater Lebensformen geprägt ist. Unsere linearen Erklärungsmuster scheinen an dieser Wirklichkeit abzurutschen, so dass wir – frei nach Habermas – nur noch erklären können, dass uns die Erklärungen ausgegangen sind. Die Tatsache, dass unser Wissen ansteigt, ändert daran nichts. Im Gegenteil: mit einer einprägsamen Formulierung des Soziologen Dietmar Kamper gesprochen, konfrontiert uns die Spätmoderne mit dem Phänomen, dass „das Wissen und das Nichtwissen in Parallele zunehmen“.

Angesichts dieser Ausgangslage ist es wenig überraschend, dass wir in Sachen Sinnstiftung nur noch selten Einigkeit erzielen. Selbst innerhalb einer Kultur entsteht oftmals



Markus Wilfling, „Obacht Obdach“, 2020.
Foto: Kölbl

eine Vielfalt an Lesarten gesellschaftlicher Zusammenhänge, und mit ihr eine Vielfalt an Wertesystemen. Gemäß einer gängigen Annahme gingen Menschen zu früheren Zeiten davon aus, dass ihre Deutungen der Welt in umfassenden gedanklichen Fluchtpunkten – wie „Gott“ oder „Vernunft“ – zur Übereinstimmung kommen könnten. Gegenwärtig aber herrscht der Eindruck vor, dass diese „großen Erzählungen“ ihre Plausibilität verloren haben und die teils mehrdeutigen, teils unleserlichen Verbindungen zwischen den Erfahrungen das letzte Wort behalten.

Eindeutig mehrdeutig: Ambiguitätstoleranz

Was genau bedeutet es nun, der Ambiguität unserer gegenwärtigen Erfahrungen ebenso wie unserer Zukunftsaussichten *Toleranz* entgegenzubringen? Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer, der sich in den vergangenen Jahren intensiv mit dem Phänomen der kulturellen Ambiguität auseinandergesetzt hat, nennt unter anderem zwei Anhaltspunkte. Ambiguitätstolerante Menschen und Kulturen zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen „den Vagheiten und Vieldeutigkeiten des Lebens gelassen gegenüberstehen“ und zum andern das Streben nach einer schwarzweißen Wahrheit zugunsten einer bunten Palette von Wahrscheinlichkeiten zurückstellen. Im Hinblick auf die Projektionsfläche Zukunft heißt dies: Ambiguitätstoleranz besteht darin, dass wir im Falle verschwommener Linien auf der Leinwand unserer Irritation standhalten. Und darin, dass wir nicht

ungeduldig werden, wenn niemand uns sagen kann, was hier eigentlich Sache ist, sondern uns mit einer eher vagen Vermutung über die Störungsursache zufriedengeben.

Dies klingt nach einer eindeutigen Gebrauchsanweisung für einen reifen, reflektierten und zukunftssträchtigen Umgang mit den Zumutungen unseres Daseins. Genau in dieser Eindeutigkeit aber liegt ein erstes Problem. Kommt das Plädoyer für Ambiguitätstoleranz nämlich mit einem klaren Anspruch auf allgemeine Geltung daher, widerspricht es der Mehrdeutigkeitsfreude, für die es eintritt. Wer dazu aufruft, vage Situationen nicht zwanghaft auf klare Formeln zu bringen, der muss seinerseits das Unbehagen aushalten können, für seine Überzeugung keine klare Zustimmung zu erhalten.

Ein zweites Problem der Verpflichtung auf Ambiguitätstoleranz zeigt sich in Situationen mit hohem Handlungsdruck. Vorhin war bereits die Rede davon, dass die Nervosität, die uns angesichts verschwommener Situationen überfällt, nicht einfach als neurotische Symptomatik abgetan werden kann. Diese Nervosität nämlich erfüllt einen auch evolutionstheoretisch sinnvollen Zweck, indem sie uns veranlasst, bei Bedarf belastbare Handlungsvoraussetzungen zu schaffen. Im Falle eines Kunstwerks, so beschreibt dies Umberto Eco, ist Uneindeutigkeit die Voraussetzung für die lustvolle Spannung der Betrachterin. Im Falle eines Verkehrszeichens dagegen ist Uneindeutigkeit die potenzielle Ursache schwerer Unfälle.

Ambiguitätstoleranz kann also kein eindeutiges Allheilmittel zur Bewältigung komplexer Aussichten sein. Sie ist selbst mehrdeutig bzw. ambig. Es gilt daher erstens, immer wieder neu den feinen Unterschied zu treffen zwischen solchen Aspekten des Lebens, die Ambiguitätstoleranz erlauben oder gar fordern – und solchen, in denen stattdessen klare Stellungnahmen und unmissverständliche Appelle gefragt sind. Dies allerdings bedeutet zweitens, dass ambiguitätstolerante Menschen nicht so einfach zur Ruhe kommen. Ihre Haltung ist vielmehr geprägt durch eine kontinuierliche Spannung zwischen der punktuellen Notwendigkeit, sich eindeutig zu positionieren und dem prinzipiellen Anspruch, gewaltsame Vereindeutigungen zu vermeiden.

Denken. Und Glauben?

Was aber kann der christliche Glaube zu einem klugen Umgang mit mehrdeutigen oder unklaren Situationen beitragen? Welche Rolle spielen religiöse Einstellungen, wenn wir die Gegenwart auf die Zukunft projizieren und dabei nur unscharfe Bilder erzielen?

Der historische Befund ist seinerseits keineswegs einheitlich. Einerseits hat sich die Theologie häufig zur Rolle der Technikerin aufgeschwungen, welche die Linse des

Projektors scharf stellt und ein gestochen scharfes Bild der Zukunft auf der Wand erscheinen lässt. Denken wir etwa an die älteren Entwürfe der Eschatologie als der „Lehre von den letzten Dingen“, so finden wir äußerst klar umrissene Konturen unserer Zukunft – wobei die Prognosen bei unserem Tod nicht Halt machen, sondern überhaupt erst so richtig losgehen. Und selbst die gegenwärtige Lehre und Verkündigung lässt einen bisweilen staunen, wie präzise manche Theologinnen und Theologen offenbar dem lieben Gott bei seiner Arbeit über die Schulter schauen dürfen.

Nicht nur auf dieser Ebene der inhaltlichen Festlegungen, sondern auch auf der Ebene der Verfahren hat sich die Theologie wiederholt als Meisterin der Vereindeutigung hervorgetan. Weit oben auf der Liste steht dabei die Unterscheidung zwischen Orthodoxie und Häresie, mit der Undeutlichkeiten im Gottesbild zugunsten einer klaren Darstellung beseitigt wurden (und werden). Wie geht das genau: Gott und Mensch zugleich zu sein? Wie sieht das aus: Als ein Gott in drei Personen zu existieren? Fragen dieser Art hat bereits die frühe Kirche in der Regel dadurch gelöst, dass sie die vielfältigen Deutungen des nicht gerade mathematisch konzisen biblischen Befunds auf die eine rechtläubige Lehre reduziert hat.

Diesem inhaltlichen und formalen Anspruch auf eindeutige Klarheit steht jedoch eine ganz andere Seite des christlichen Glaubens gegenüber. Von Gott zu sprechen bedeutet, von einer Wirklichkeit zu sprechen, die unsere Vereindeutigungen per Definition unterläuft. Gott wäre nicht „Gott“, ließe er sich durch unsere Begriffe und Unterscheidungen abschließend darstellen. Wer von Gott spricht tut dies prinzipiell im Modus der Annäherung. Wer dies bestreitet, beraubt den Gottesgedanken seiner Pointe.

Unruhe und Differenzierung

In diesem Sinne ist der Glaube, wie Caputo schreibt, ans Nichtwissen gebunden. Für das religiöse Bewusstsein ist das Wissen um das eigene Nichtwissen immer schon Alltag. „Weil alles, was gewusst wird, besser und vollkommener gewusst werden kann, wird nichts so gewusst, wie es wissbar ist“, weiß etwa schon Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert. Weniger verkopft dichtet es Johannes von Kreuz ein Jahrhundert später: „Je mehr sich die Seele in Höhen verfängt/je minderes Wissen wird ihr gewährt.“ Dass diese Parallelität von Wissen und Nichtwissen zu Ambiguitäten führen kann, und dass diese Ambiguitäten sich bisweilen nur unter großen existenziellen Spannungen aushalten lassen – davon zeugen viele Texte aus der Geschichte der Spiritualität und der Theologie. Diese Facette der Ambiguitätstoleranz lässt sich im religiösen Glauben also womöglich einüben.

Und auch der andere vorhin genannte Aspekt – die Sensibilität dafür, wann Mehrdeutigkeiten das letzte Wort haben und wann Klarheit gefragt ist – lässt sich auf dem Feld des Glaubens erproben. So lässt sich die Unterscheidung zwischen richtig und falsch nicht pauschal als klein-karierte Disposition von Inquisitoren beiseite wischen. Wenn sich etwa der amerikanische Präsident mit Tränengas einen Weg durch die *Black Lives Matter*-Bewegung bahnt, um dann mit der Bibel in der Hand zu posieren, hilft der Verweis auf die Unergründlichkeit Gottes für die Bewertung nicht weiter. Die Unterscheidung der Geister zählt in solchen Urteilsbildungsprozessen – und übrigens weit darüber hinaus – zum Kerngeschäft des Glaubens und der Theologie. Nicht selten ist diese sorgsame Unterscheidung dabei auch eine Frage des persönlichen Mutes.

Sich zu Gott zu verhalten – im Bekenntnis, im Zweifel, in der Theologie – geht also mit der Zumutung einer ständigen Differenzierung und einer bleibenden Unruhe einher. Selbstverständlich ist es immer mit Vorbehalt zu versehen, wenn religiöse Einstellungen als Ressource für gesellschaftliche Anliegen gebraucht werden. In der entsprechenden Bescheidenheit lässt sich aber durchaus darüber nachdenken, ob der Umgang mit der *Zumutung Glaube* für die Bewältigung der *Zumutung Zukunft* nicht doch die eine oder andere Stärkung bereithält.

Annette Langner-Pitschmann, geb. 1976 in Freiburg/Deutschland, studierte Violoncello und Katholische Theologie in Frankfurt/Main, München und Oxford; 2014 Promotion im Fach Religionsphilosophie. Sie arbeitete u.a. bei der Deutschen Lufthansa in Frankfurt und beim Institut für soziale und ethische Fragen in Salzburg. Seit Juni 2020 ist sie ist Tenure-Track-Professorin für Theologie in globalisierter Gegenwart an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Foto: Zauritz